

(Nachdruck verboten.)

Der Kaskl vom Hollerbräu.

7) Roman von R. von Seydlitz.

Dem Kaskl kam das kurze Gebumm aber wie eine rechte Himmelsbotschaft vor. Das hatte er in seinem wiedererstarreten Verstande schon gemerkt: wenn ein Münchener, oder eine dicke Münchenerin, auch härengrob thut, hinterdrein spürt man die gute Meinung und ein warmes freundliches Menschenherz. Darum ging er getröstet mit dem andern durch die wimmelnden Gassen, bis sie in einem finstern Thorbogen und von da über einen engen Hof in ein winkliges altes Gebäude traten, aus dem der dicke Dampf zu hohen Fenstern hervorquoll; also ins Sudhaus. Dort wurde der Kaskl einem andren Gestrengen vorgezeigt, der ihn auch musterte, aber wieder kein Wort sprach; es war der Oberbursch, wie Kaskl nachmals erfuhr. Dann ging's wieder in andre Räume, wo neben der Sudfeuerung ein dritter Gestrenger stand und einen Burschen unfreundlich abfanzelte; und dies war der Herr Bräumeister selbst.

Kaskl dachte, es sei der Besitzer der Brauerei, etwa wie der Kefrut über den Herrn Obersten hinaus nicht mehr recht unterscheiden kann.

Hier ging nun ein drittes Inspezieren, Anschauen, Fragen und peinlich langes Nachdenken an; endlich fiel von den Lippen des Bräumeisters das große Wort:

„Von mir aus! Auf an Haberfelder mehr oder weniger geht's bei uns net zamm.“

Und mit diesen unverständlichen Worten war des Kaskl ferneres Lebensschicksal endgültig entschieden. Er war nunmehr in die unterste Stufe brautechnischer Hierarchie eingereiht, die man im Bereich der Münchener Brauwelt halb spöttisch mit „Haberfelder“ bezeichniet.

Das neue Leben begann mit seinem Umzug ins Burschenquartier, mit polizeilicher Anmeldung und Vorzeigung des Heimatscheins im Comptoir der Brauerei und diversen Bekanntschaften mit seinen jetzigen Schicksalsgenossen, denen er natürlich sogleich die schwersten Arbeiten abnehmen und daneben zur Zielscheibe von allerlei Wisz und Bosheit dienen mußte.

Da er kein Geld hatte, so durfte er sich arg plagen, um durch Dienstleistung freiwilliger Art sich sein Brot und sein Auskommen zu erwerben. Gelegenheit zum Erneuern seines anfänglichen Dummellebens war nicht vorhanden; denn die Arbeit ging heinabe Tag und Nacht fort, — darin hatte die Pisi recht gehabt; — er meinte zuerst manchmal, die Strochen möchten ihn auseinander fallen, wenn er so unablässig Fässer waschen mußte von früh bis Abend, und dazwischen für den und jenen eine Extraarbeit besorgen und einen Gang machen durfte, wofür er dann Essen oder eine Biermarke einheimste. Die Kürze des Nachschlafs schien ihm das Ärgste, seine junge Natur hätte das Dreifache gebraucht. Aber da galt kein Seufzen; die althergebrachten Weckworte des Oberburschen:

„Auf in Gott's Namen!“

wirkten auf ihn in der ersten Zeit wie ein Peitschenhieb, der einen armen gequälten Gaul zu neuer Schinderei treibt. Aber da hieß es sein Stad sein und willig und rührig, und dankbar noch obendrein! Denn aus Gnade war er aufgenommen und jeden Tag konnten sie ihn, wenn ein geschickter Bursch um Arbeit zusprach, wieder durchs Thor hinausjagen auf die Straße.

Mit der Zeit gewöhnte er sich an das Schwere der Arbeit. Aber dann, als er in währendem Schaffen mehr Zeit zum Nachdenken fand, bemerkte er mit Ungeduld, daß er auf diese Art vom Brauen eigentlich nichts lernte. Ein Faß waschen, ein Kühlschiff in Filzschuhen betreten und ausbürsten, an der Feuerung dem Bräumeister oder dem gerade beschäftigten Bierfieder behilflich sein, für einen der vielen Burschen um zehn Pfennig Wurst holen oder, wenn einer einen freien Tag hatte, ihm die Sonntagsstiefel pugen — das schien ihm nicht der Weg, in die tiefsten Brangeheimnisse einzudringen. Auf

die Art konnte es ja seiner Lebtag fortgehen, ohne Zunahme an Weisheit und — Geld. Es war ein im ganzen freudloses Dasein, unterbrochen durch die Gelegenheiten, einen Gang zu machen, bei dem er einiges von der Stadt sehen konnte, und durch die paar freien Stunden des Sonntags, die er am liebsten mit Schlafen verbrachte, wo er aber zuweilen auch nach Hause schrieb und von seinen Schicksalen das berichtete, was ihm geruget dünkte. Vom Vater hatte er bereits eine zufriedene Antwort, und auf die war er nicht wenig stolz.

Eines Somabends wurde er aufs Comptoir beschieden und erhielt dort von einem schwarzbärtigen Buchhalter, der hinter einem Drahtgitter saß, einen Brief zu schleuniger Beforgung:

„Weißt die Wohnung vom Herrn Ebelein?“

Kaskl schüttelte den Kopf.

„Aber den Herrn selber kennst doch?“

Kaskl verneinte abermals.

Kingsum, die andren Herren im Comptoir hörten mit ihrem Geschreibe auf und lachten unter sich.

„Kennst seinen eignen Brotherrn nicht! — Wie lange bist denn hier?“

Kaskl rechnete: „Acht — zehn Tage.“

— „Na, also, paß auf! Herr Ebelein ist Dein Dienstherr, denn dem gehört die Brauerei. Verstanden? — Also, der Herr wohnt Schwabingerlandstraße — weißt, wo das is?“

Kaskl schüttelte wieder.

„Das is ein Original! Wo haben sie den nur aufgeklaut!“ murmelte der Herr Buchhalter; und dann gab er ihm einige Fingerzeige. Zuerst zum Marienplatz und dann die Weinstraße; und immer gradaus, bis er da angelangt sein würde, wohin der Brief lautete.

Das begriff Kaskl und trabte darauf los. Er fand auch die Straße und die Hausnummer ziemlich schnell, aber es kam ihm hart an. Denn immer breiter und schöner wurde die Straße, immer prächtiger die Häuser; zuletzt standen sie gar einzeln in weiten, schönen Gärten! Sakra, das mußten reiche Leut' sein!

Und nun trat er durch's Gitterthor ein und sah eine elegante Gesellschaft, Herren und Damen, auf dem Rasenplatz Ball spielen.

Jemand nahm ihm seinen Brief ab, und er wartete auf Antwort. Während der Zeit fand er Gelegenheit, mit einem Dienstmädchen eine Unterhaltung anzuknüpfen und erfuhr von ihr gar mancherlei. Der dort hinten, der Herr im Rohrstuhl, war der Herr Ebelein selbst; die starke Dame in schwarzer Seide war die gnädige Frau. Und die junge Dame im rosa Gewand, die jetzt unterm blühenden Strauch stand und mit dem Offizier sprach, das war die Tochter, Fräulein Vivi. Kaskl staunte das Fräulein mit ehrlicher Bewunderung an, denn sie war so prächtig geschmückt, wie er noch nie etwas gesehen hatte. „Mei“, das Geschmeide! Nergern that's ihn nur, daß sie eine fremde Sprache schwakte. — „Ja, die spricht eben französisch r' alle feinen Damen“, erklärte die Magd. Und Kaskl begann einen Widerwillen gegen diese Sprache zu fühlen, ohne zu wissen, warum. Die Magd steckte ihm ein großes Stück Kuchen zu, da sie grade den Kaffeetisch abräumte, der unter einer blühenden Linde gedeckt gewesen war; und Kaskl's Herz neigte sich plötzlich entschieden der Magd zu, obwohl diese ein dürftiges Gewand trug.

Herr Ebelein hatte lange über den Brief studiert, dann trat er in höchstignorer Person auf Kaskl zu, der mit abgezogener Klappe geduldig im Sonnenbrand stand und wartete.

Er gab Kaskl die Antwort, die er auf den Brief selbst in Eile mit Bleistift geschrieben, und fragte ihn einiges:

„Bist wohl ein Frischer? So, und woher denn? Aus Cham oder aus Köhling — denn wo anders her kommt ja kein Bräubursch —? Was, aus Franken! Das is was Neues. Na, führ' Dich nur ordentlich auf. Gefällt's Dir bei uns, hm?“

Plötzlich sagte der Kaskl sich ein Herz:

„Wenn ich was bitten dürft' — begann er, — wann's möglich wär, daß ich bald was — was Rechts lernen könnt'!“

„Oho, — no, das kommt schon mit der Zeit. Nur Zeit lassen.“

„Weil — weil ich beim Faschwaschen, und so, nie Rechts lerne, und —“

„Mei' Lieber,“ sagte lächelnd der Herr, behaglich die Hände in die Hosentaschen stopfend, während die breite Uhrkette an der Weste imposant glänzte, „mei' Lieber, ich hab' auch beim Faschwaschen angefangt“ — er wurde gemüthlich und redete Dialekt — „und dazumal ham mir no a bissel mehr arbeiten dürfen, wie's ös in dera heutigen Welt. Also z'ersch' Ruh geben und abwarten. — So, jetzt schau, daß D' weiter kimmst mit Dei'm Brief.“

Damit entließ er den Burschen und dieser eilte durch den Garten und auf die Straße.

Froh genug war er, zu entkommen. Denn während der Alte mit ihm gesprochen, hatte das promenierende Fräulein Bibi und der Lieutenant daneben gestanden und ihn mit unerbittlicher Hochwürdigkeit betrachtet, hier und da ein paar Brocken französischen höheren Töchterfimis kundgebend. Kasfl hatte gerade genug verstanden, oder geahnt, um in verbissenen Zorn zu geraten; er arbeitete noch an diesem Gefühl, als er die Pappelallee wieder hinein nach der Stadt ging.

Hinter ihm ging das Ballspiel auf dem Rasen wieder an. Croquet hieß man's, das mod'erne Spiel der Welt, in der man sich langweilt.

Denn man langweilte sich fürstlich im Hause Ebelein; die Damen wenigstens. Man war da in jenem Zustande „gefättigten“ Wohlstands angelangt, über den hinaus die eigne Bildungssphäre kein Höhersteigen, keine neuen ersten Anregungen kennt. Beide Damen, Mutter und Tochter, hatten nur ein Interesse: Bibi's möglichst günstige Heirat.

Ebelein selbst, ein schwerer, arbeitsamer Mann in höheren Jahren, kümmerte sich nicht um dies häusliche Spiel der Kräfte; er hatte zeitlebens im Geschäft gearbeitet, sich seine Gicht, seine geschwollenen Wangen und seine vortretenden Augen geholt, aber auch seine herzliche Gleichgültigkeit gegen die Pläne seiner „Frauzzimmer“.

Außerung solcher Gefinnung nennen sie dann „brutal“, während sie dem Bedürfnis immerer Ruhe entstammen, die dem zeitlebens arg abgearbeiteten Mann erscheinenswerter erscheint, als die neue, im Alter auftauchende Sorge um einen „feinen“ Schwiegerjohn. In alle und jede Geselligkeit brachte er ein mattes, müdes Wesen mit, das gar sehr gegen seine sonstige geschäftliche Energie abstach.

Aber das kümmerte nun wieder die beiden Damen nicht. Sie zogen in ruhiger Art ihre Kreise um den Lieutenant; eins nur kränkte sie: daß er nicht von Adel war. Aber immerhin, es war ein Offizier.

„Mutter, diesmal ist's fest und sicher,“ beteuerte Bibi stets, etwaigen Zweifeln der Mutter begegnend; und dann ging sie zufrieden zu Bett und träumte von der Frau Generalin, die sie einst werden konnte.

Der Lieutenant war im ganzen gerade recht; und gerade in den letzten Tagen schien es, als müßte sich die Sache entscheiden. — und auch Mutter Ebelein ging nach solchen Croquet-Nachmittagen zufrieden zu Bett. —

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eisgebilde.

Der Winter ist ein thätiger Bauherr; wo es nur irgend möglich ist, versucht er seine Kunst, auf der Höhe und in der Tiefe, auf dem Gebirge und in der Ebene, in Stadt und Land, überall errichtet er sich aus dem Schneemörtel und den Eisbausteinen Denkmale seiner Herrschaft. An dem Schneemörtel hat er gewöhnlich keinen Mangel, dagegen verursacht ihm die Beschaffung der Eisbausteine schon mehr Mühe, und zuweilen kostet es ihn die größte Anstrengung, dort, wo es ihm gerade einfällt, seine Geschicklichkeit zu beweisen und seine blinkenden Eisgebilde anzulegen und zu erhalten.

So gelingt es ihm wenigstens im Flachland schon selten, jenen glühenden Ueberzug über das Baumgeäst, Fahlwerk und die Mauerflächen zu breiten, den wir als Raufrost oder Eisanhang bezeichnen. Wer etwas des Witterungsvorgänge beobachtet, wird bemerkt haben, daß sich der Raufrost, der aus kristallinischem Eis besteht, nur dann zeigt, wenn nach einer längeren Kälteperiode eine wärmere, feuchte Luftströmung eintritt. Dieser Witterungsumschlag ist denn auch die notwendige Voraussetzung für die Entstehung des Raufrostes. Durch die vorausgegangene Kälteperiode ist das Astwerk der Bäume, um bei diesem zu bleiben, stark abgekühlt worden. Gelangt nun eine wärmere, feuchte Luftströmung zur Geltung,

so schlägt sich der Wasserdampf der Luft unter der Einwirkung der den Ästen und Zweigen eignen Kälte an diesen nieder und gefriert zu einer dünnen Eisschicht. Da die Kälte in den Ästen und Zweigen geraume Zeit Stand hält, so legt sich um die erste Schicht alsbald eine zweite und so fort, bis endlich ein förmlicher kleiner Eispauzer entstanden ist. Häufiger und großartiger als in der Ebene spielt sich dieser Vorgang im Gebirge ab. Schon auf dem Broden ist es nichts Seltenes, daß schwache Nadelholzweige durch den Raufrost zu Armdide anschwellen und Telegraphenstangen zu Säulen von einem Meter und mehr Durchmesser anwachsen. Natürlich werden durch diesen bedeutenden Eisanhang die Bäume außerordentlich belastet. Ihre Äste brechen dann ab, und der Forstwirtschaft wird dadurch mitunter ein beträchtlicher Schaden zugefügt.

Ist auch der Winter im allgemeinen ein oberflächliches Wesen, so fühlt doch auch er bisweilen den Drang, in die Tiefe zu gehen, um auf dem Grunde der Flüsse das Grundeis zu schaffen. Bekanntlich beruht die Erscheinung, daß die fließenden und stehenden Gewässer für gewöhnlich nur an der Oberfläche gefrieren, darauf, daß das Wasser bei 3,94 Grad Celsius seine größte Dichtigkeit, also auch Schwere erreicht und bei weiterer Abkühlung sich wieder ausdehnt. Dieses an der Oberfläche bis auf 3,94 Grad Celsius abgekühlte Wasser sinkt nun nach unten und sammelt sich auf dem Grunde des Flusses an. Ueber ihm schwimmt das noch tiefer abgekühlte und demgemäß leichtere Wasser, das nun, wenn die Abkühlung noch weiter vorschreitet, bei 0 Grad an seiner Oberfläche zu Eis erstarbt. Unter diesen Umständen könnte also auf dem Grunde der Gewässer, da ja hier eine Temperatur von 3,94 Grad Celsius herrschen müßte, eigentlich gar kein Eis entstehen. Die Bildung des Grundeises ist demnach eine Abweichung von der Regel. Sie steht in Zusammenhang mit der Strömungsgeschwindigkeit. In einem sehr rasch fließenden Gewässer werden durch Wirbel und abwärts gerichtete Strömungen die flüheren Wasserschichten der Oberfläche mit den wärmeren der Tiefe schnell und fortgesetzt vermischt, so daß nun hier die ganze Wassermasse eine Abkühlung auf oder unter den Gefrierpunkt erfährt. Gewöhnlich geht außerdem die Bildung des Grundeises an beschatteten Stellen vor sich. Infolge dessen wird auch der Untergrund des Flußbettes mit seinem Steingeröll stark abgekühlt werden. An einem dieser Kiesel setzt sich nun ein kleiner Eiskry stall an und, da die unterste Wasserschicht bis auf den Gefrierpunkt oder darüber abgekühlt ist, so wächst dieses Eiskörnchen durch den Anstoß weiterer Kry stallen schnell, bis eine kleinere oder größere Grundeisshölle entstanden ist.

Aber der Winter dringt auch noch tiefer ein, in die Höhlen des Gebirgs, belegt sie mit einem spiegelnden Eisparcett, schmückt sie mit niedrigen Eisdüvans und baut bis zur Dede bläulich schimmernde Eissäulen auf. Derartige Eishöhlen, wie man sie nennt, finden sich im ganzen Alpengebiet, im Jura, im Karste und in den Karpathen. Am schönsten ist die Dobschauer Eishöhle mit dem Eissalon im Komitat Gömör. Die Bildung der Eishöhlen steht im Widerspruch mit den Befunden über das Fortschreiten der Erdwärme mit der wachsenden Tiefe, und es ist daher auch eine ganze Reihe von Hypothesen über ihre Entstehung aufgestellt worden. Die Oeffnungen der Eishöhlen liegen gegen Norden oder Osten, sie zeigen eine starke Senkung vom Eingang nach ihrem hinteren Ende, und es fehlt im Innern, wo auch im Sommer das Eis zum größten Teil erhalten bleibt, jeder Luftzug. Die Temperatur in den Eishöhlen ist im allgemeinen wenig über Null. Das Wasser, das zu Eis erstarrt, stammt zur Hauptsache von den Eiderwässern her, die durch das überlagerte Gestein in die Höhlen eindringen. Nach der einen Theorie nur erfährt dieses Wasser beim Durchsickern durch das Gestein im Winter und im Frühjahr eine Abkühlung bis zur Ueberkältung, die dann, wenn das Wasser endlich in die Höhle eingetreten ist, das Gefrieren nach sich zieht. Eider ist bei der Entstehung der Eisgebilde dieser Höhlen auch der mangelhafte Luftaustausch während der verschiedenen Jahreszeiten beteiligt. Im Winter strömt die kältere Außenluft wegen ihres größeren Gewichtes in die Höhle ein und legt sich hier über die Eisschicht des Bodens. Zwar bringt im Sommer auch die Luft herein, aber da sie wegen ihrer höheren Temperatur leichter ist, so verdrängt sie nur zum Teil die kalte Winterluft und vermag im Verein mit der Bodenwärme auch nur im geringen Maße das Eis zu schmelzen. Die Annahme, daß das Gölheneis vielleicht aus einer der Urperioden der Erde, dem Diluvium, stamme, ist durch ein Experiment des Herzogs von Lothw widerlegt worden. Dieser ließ aus der Eishöhle von Baume bei Besançon alles Eis entfernen. Ungefähr 16 Jahre später hatte sich der Eislagen wieder in der früheren Ausdehnung neugebildet.

Es wurde bereits mehrfach angedeutet, daß das Wasser überkältet werden, d. h. eine Temperatur unter Null annehmen kann, ohne zu gefrieren. Namentlich wird dann der Gefrierpunkt herabgesetzt, wenn sich das Wasser unter einem starken Druck befindet. Thomson und Mousson unterwarfen das Wasser einem Druck von 13 000 Atmosphären, und unter diesen Umständen blieb es selbst bei 18 Grad Celsius Kälte noch flüssig. Hoher Druck macht weiterhin gefrorenes Wasser wieder flüssig. Legt man eine Eisstange mit ihren beiden Enden auf zwei Holzblöcken auf, schlingt einen Draht um die Mitte der Eisstange und belastet das Drahtstück mit einem Zwanzigpfund-Gewicht, so drückt der Draht auf die unter ihm befindlichen Eisteilchen, bringt sie zum Schmelzen und durch-

schneidet dadurch das Eis. Da aber das in der erkaltenden Zunge gebildete Wasser dem Druck nicht mehr ausgesetzt ist, so gefriert es sofort wieder, und die Eisstange bleibt deshalb, trotzdem sie die Drahtschlinge durchschnitten hat, als Ganzes erhalten. Diese Verhältnisse spielen eine Rolle bei den großartigsten Schöpfungen des Winters, den Gletscherfröhen des Hochgebirgs und der Polarländer. Der bedeutende Druck, der auf die unteren Teile der Gletscher lastet, die zuweilen eine Stärke von 250 bis 300 Meter aufweisen, erklärt es, daß nicht alles Wasser gefriert, wie denn bei den Gletschern des grönländischen Inlandeises auch im Winter zahlreiche Gletscherbäche auftreten, und er verhindert es zugleich, daß der Gletscher zu einem festen Ganzen erstarrt, sondern vielmehr eine plastische Masse bildet. Diese Elasticität des Gletschereises bringt es mit sich, daß es unter seiner Schwere nach vorwärts gleitend sich den Formen der Thäler anpaßt, diese ausfüllt, über Erhöhungen wegschreitet und über steile Wände hinabfließt, um am Fuße derselben, augenblicklich von dem Druck befreit, zusammenzufrieren und dann abermals seinen Weg in die Tiefe fortzusetzen.

Hat der Winter einmal seine Eisgebilde geschaffen, so sind sie ziemlich widerstandsfähig. Und das ist ein Glück für uns. Ein Gläschen mit Wasser von 0 Grad Celsius nimmt in einem Raum von 30 Grad schon nach einer Viertelstunde eine Temperatur von 5 Grad Celsius an. Ein Gläschen mit der gleichen Gewichtsmenge Eis dagegen gebraucht in demselben Raum bis zur vollständigen Schmelzung des Eises 16 Viertelstunden. Wegen des gewaltigen Wärmeverbrauchs, den das Schmelzen großer Eismassen erfordert, geht daher auch in der Natur das Auftauen des Eises durch die Sonne nur langsam vor sich. Wäre es anders, würde nur eine geringe Schmelzwärme nötig sein, so würden wir im Frühjahr unendlich größere Ueberschwemmungen und Verheerungen zu verzeichnen haben, als es wirklich der Fall ist.

Leonhard Zink.

(Nachdruck verboten.)

Technische Neuheiten.

(Mitteilungen aus dem Patentamt.)

Unter den vielen, augenblicklich vorliegenden Neuheiten mag, um zu zeigen, daß aus allbekannten Sachen noch im täglichen Gebrauch praktisch verwertbare Sachen zu machen sind, zuerst eine Mause Falle erwähnt sein. Jeder von uns kennt eine Waagebalan und hat jedenfalls auch schon oft von Kindern die unbewußte Verwendung dieser Idee beobachtet, wenn sie sich ein Brett auf einen Vord oder Balken legen und zu zweien darauf schaukeln, sich herzlich dabei freuend, wenn bald der eine und bald der andre oben ist. Diesen Vorgang hat man in der neuen Mausefalle glücklich verwertet. Das schwingende Brett ist in einen Kasten gebracht, dessen Wände seitlich die Schwingungsebene des Bretts begrenzen; die schmale Vorderwand hat eine thürähnliche Oeffnung, welche der Maus gestattet, auf das Brett hinauf zu laufen. Hat diese den Nächstpunkt überschritten, so kippt daselbe infolge des durch die Maus hervorgerufenen Uebergewichts nach der andren Seite hinunter, und giebt damit auf der gegenüberliegenden Schmalseite eine gleiche Oeffnung, wie der Eingang, frei, durch welchen die Maus in einen angrenzenden größeren Raum gelangen kann. Dadurch, daß die dem Eingang zugekehrte Hälfte des schwingenden Bretts etwas schwerer ist, als die hintere, fällt dieses, sobald die Maus daselbe verlassen hat, in seine Ausgangsstellung zurück und schließt damit selbstthätig die hintere Eingangsoeffnung; die Maus ist gefangen, ohne daß ihr ein Haar gekrümmt wäre, was vielen Fallen gegenüber, welche die Maus töten oder auch nur verletzen, ein großer Vorteil ist, da in eine solche Falle nur schwer wieder Mäuse hineinzubringen sind.

Ein weiterer, recht nützlicher Gegenstand ist eine kleine Gefrierborrichtung, bestehend aus einem äußeren Gefäß für die zu gefrierende Flüssigkeit und einem inneren Gefäß für die Kältemischung mit Nährflügeln aus schlangenförmig gezogenen Rindstäden. Die zu gefrierende Flüssigkeit — Wasser oder Fruchtmischung — wird in das äußere Gefäß gefüllt und darauf die im Innengefäß befindliche Kältemischung — Wasser und Ammoniumnitrat — durch das Nährwerk begeben. Das rasche Gefrieren der in dem schmalen Raum zwischen beiden Gefäßen befindlichen Flüssigkeiten erklärt sich dadurch, daß durch das starke Durcheinanderrühren der Kältemischung die Lösung des Salzes derselben stark beschleunigt und dadurch eine schnelle Wärme-Entziehung (in wenigen Minuten) der Flüssigkeit erfolgt. Die gefrorene Flüssigkeit setzt sich an der Außenseite des inneren Gefäßes an und kann nach Herausnahme desselben leicht entfernt werden. Da der wesentliche Vorzug der beschriebenen Vorrichtung in der schnellen Erzeugung kleiner Mengen Eis besteht, so eignet sich dieselbe ganz besonders für Zwecke der ambulanten Krankenpflege, für die Küche und solche gewerbliche Zwecke, bei denen die schnelle Gewinnung geringer Mengen Eis verlangt wird.

Auch die Badestube hat eine Bereicherung erfahren durch eine Badewanne mit Pumpe und Schaufel, deren innen liegende Wulst mit Löchern versehen ist, und durch den Gebrauch der Pumpe den Badenden von allen Seiten mit feinen Wasserstrahlen douchenartig umgiebt.

Bei Linoleum wird es häufig unangenehm empfunden, daß derselbe infolge der blanken Oberfläche leicht Veranlassung zum Ausgleiten giebt. Diesem Uebelstand will ein neues Fabrikat dadurch entgegen treten, daß auf der Oberfläche risselartige Erhöhungen und Vertiefungen angebracht sind, welche durch Auspressen eines Drahtnetzes oder ähnlicher Mittel erzeugt worden sind.

Damit auch der Humor zu seinem Recht kommt, meldet ein Erfinder eine Magenseife aus Marzipan an, als vorzügliches Stärkungsmittel für leeren Magen. Es handelt sich dabei um ein Zuderzeug in Form eines Seifenstückchens, bestehend aus mehrfarbigem Marzipan in Wachseidenpapier eingeschlagen und durch einen Papierstreifen mit Aufdruck zusammengehalten, bestimmt zum 10 Pf.-Verkauf.

Die in neuester Zeit unter dem Namen Termophor in den Handel gebrachten Wärmepparate haben einem Bienenfreunde Anregung zur Herstellung einer Viennuohnung mit Doppelwandungen zur Aufnahme von Termophoren gegeben. Wenn auch der Gedanke ganz schön ist, so steht doch zu befürchten, daß sich der praktischen Verwendung schon des Kostenpunktes wegen nicht unbedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen werden.

Das Genre der Ansichtspostkarten hat einen Zuwachs erhalten, dem im allgemeinen Interesse eine recht ausgedehnte Benutzung zu wünschen wäre, da es sich hier nicht um eine Befriedigung einer Marotte handelt, sondern um ein wirkliches Bildungsmittel; es sind das geographische Ansichtspostkarten. Diese Karte, welche hauptsächlich den Korrespondenzzwecken von Touristen dienen soll, besitzt als Sujet eine Landkarte, welche die Darstellung der Orts-, Verkehrs- und Bodenverhältnisse irgend einer Gegend in einer Weise bezweckt, daß man z. B. die Reise eines Touristen in jener Gegend verfolgen kann. Nebenbei ist ein bedeutender Punkt dieser Gegend, der etwa das Ziel der Reise bildet, im Detail zur Darstellung gebracht.

Neben dieser Karte ist eine solche mit einer Papier- und einer Holzplatte zu erwähnen, die durch Zusammenkleben eines dünnen Holzblatts, wie solche zur Bekleidung von Möbeln gebraucht werden, und eines Papierblatts hergestellt ist. Diese Karten sollen Verwendung finden zu Post- resp. Ansichtskarten, Menu-, Adress-, Gratulations- usw. Karten. Bei Auswahl einer geeigneten Holzsorte macht diese Karte einen recht hübschen Eindruck.

Zur Verwendung bei Anglistenfällen für eine gewisse Species von Männlein ist ein Kästchen oder Cui erschienen mit Verbandzeug für lädierte — Cigarren. Wer den Schmerz nachzuempfinden weiß, der dem passionierten Raucher durch das Abgehen oder Schadhastwerden des Deckblatts einer guten Cigarre bereitet wird, gönnte demselben sicher das kleine Tabakblätter-Cui mit geeignet zugeschnittenen Blättern. Bei Bedarf hat man nur nötig, das mit einem indifferenten Klebstoff, wie Gummitraquant, beschriebene Blättchen auf der Klebseite anzufeuern und auf die betreffende schadhafte Stelle aufzubringen.

Für den modernen Kulturmenschen empfehlenswert ist noch ein sächerförmig auseinander faltbares Taschen-Notizbuch, dessen aus Celluloid oder dergleichen bestehende Blätter in einem Punkte drehbar mit den Deckeln verbunden sind; auf der Innenseite eines Deckels kann auch ein Spiegel angebracht sein.

Neben solchen, einem persönlichen Bedürfnis oder der persönlichen Bequemlichkeit gewidmeten Dingen giebt es auch solche, welche für die geschäftliche Welt in Frage kommen. Von diesen sei diesmal nur eine Waage für Postsendungen aller Art (Briefe, Drucksachen, Geschäftspapiere, Pakete) genannt, welche dadurch gekennzeichnet ist, daß an derselben eine Skaleneinteilung angeordnet ist, bezw. mehrere derartige Skaleneinrichtungen nebeneinander, welche ohne weiteres ein Ablefen des Portofages für eine beliebige Postsendung gestatten. Wenn nun auch nicht zu verlangen ist, daß jeder seine bisherige Briefwaage verwerfen soll, so ist doch denen, die eine neue anzuschaffen gezwungen sind, die vorliegende zu empfehlen, da sie die bei den bisherigen Waagen nötige Benutzung einer zweiten Tabelle für Umrechnung des Gewichts in Portofäge überflüssig macht.

Gustav Strahl.

Kleines Feuilleton.

— Der Weiberschmaus in Arfeld. Aus Siegen (Westfalen) wird der „Frankf. Ztg.“ berichtet: In dem Bestreben, „wirtschaftliche Uebelstände zu beseitigen“, haben noch kurz vor Jahresabschluss, die männlichen Bewohner der Ortschaft Arfeld, in dem benachbarten Kreise Wittgenstein, sich angestraft und folgendes Inzerat in Nr. 103 des „Wittgensteiner Kreisbl.“ losgelassen:

Gegen die hierorts übliche Sitte des sogenannten Weiberschmaus möchten die Unterzeichneten entschieden protestieren. Durch die vielen zum Teil unliebsamen Besuche, welche größtenteils auch noch in die Abendstunden verlegt werden, wird das Wohlbefinden der Wöchnerinnen sicher nicht gefördert, im Gegenteile — es wirken dieselben eher verderbenbringend, da bekanntlich die Wöchnerin fast stets darunter zu leiden hat. Vielleicht tragen diese Feilen dazu bei, die hiesigen Frauen zu der vernünftigen Einsicht zu bringen, für die Folge derartige, doch mehr lästige Besuche zu unterlassen.

Arfeld, den 18. Dezember 1900.

Mehrere Interessenten.

Der Appell an die Einsicht der Arzfelder Frauen hat den Erfolg gehabt, daß diese nunmehr ihren Gehälften den Standpunkt gehörig klarmachen. In Nr. 2 des genannten Blattis vom 5. Januar findet sich folgende Erwiderung:

Auf den in Nr. 103 d. Bl. erschienenen Protest mehrerer hiesigen Interessenten gegen den Weiberschmaus erwidern wir folgendes: Für eine Wöchnerin ist der Besuch seitens einer Verwandten oder einer Freundin nicht nachteilig. Die Gesundheit derselben wird vielmehr dadurch untergraben, wenn der Mann des Nachts spät aus der Wirtschaft geholt werden muß und betrunken nach Hause kommt, worüber die Frau sich dann ängstigt und aufregt. Oder ist das vielleicht für die Gesundheit einer Frau stärkend und fördernd, wenn sie jedes Jahr einem Kind das Leben schenken muß? Derartige Frauen werden gerne den Besuch von Verwandten und Freundinnen willkommen heißen, um bei ihnen Trost und Hilfe zu suchen. — Mit der Mahnung: Stehe ein jeder vor seiner Thür, dort findet er genug Dr. . . . möchten wir in dieser Sache das letzte Wort gesagt haben.

Arzfeld, den 2. Januar 1901.

Mehrere Interessenten und Interessentinnen. —

Aus dem Tierleben.

— Die Rohrdommel. Otto Graber schreibt in der Wochenschrift „Merks“ (Altona-Ditensen. Chr. Wolff): Die Rohrdommel (*Ardea stellaris* L.) gehört zu denjenigen größeren deutschen Vögeln, die man in der Freiheit verhältnismäßig selten zu sehen und beobachten Gelegenheit findet. Der Vogel ist im allgemeinen in Gegenden, die ihm zuzagen, gar nicht selten, aber die nächtliche und versteckte Lebensweise des Tieres, wie auch die Beschaffenheit seines Aufenthaltssorts entziehen es dem suchenden Auge des Naturfreunds. In wasserreichen, morastigen Tiefständern und in Brüchen, die weithin von dichtem Schilf begleitet sind, und die infolge dessen selten vom Menschen betreten werden, haust einzeln oder paarweise versteckt die Rohrdommel. An freien Gewässern trifft man den Vogel nur ganz vereinzelt, ein großes Bedürfnis scheint für ihn zu sein, sich am Tage in dichtes Buschwerk oder in die Schilfanwachsungen zurückziehen zu können, wo er den Tag über ruhen kann.

Die Rohrdommel erscheint bei uns durchschnittlich Anfang April, im im September oder Oktober wieder auf die Wanderung zu gehen. Wenn sie im Frühjahr erkeint, um an gewohnter Stelle ihr Nest anzulegen, muß sie ihr Fortpflanzungsgeschäft oft noch eine Zeitlang hinausschieben, da das Rohr im Winter von den Bauern gemäht wurde, um als Dachbedeckung, als Streu für das Vieh, als Brennmaterial usw. Verwendung zu finden. Dann kann der Vogel hier nicht die gewünschte Deckung finden und ist gezwungen, vorläufig sich einen andern Schutz zu suchen. Er geht dann auf nahegelegene, dichtgewachsene Bäume und hält sich hier auf einem Ast dicht an Stämme hinter dichten Zweigen versteckt. Sobald das junge Rohr dann genügend herangewachsen ist, kehrt er in sein altes Revier zurück, um sich eine Familie zu begründen. Das Paar legt sein kunstloses Nest dicht über dem Wasserpiegel auf alten Rohrstoppeln oder auf einer Anzahl ungebrochener junger Rohrstämme an und verstärkt es auch wohl noch durch eine mehr oder weniger große Menge loser Halme. Steigt das Wasser, so pflügt das Nest sich mit zu heben, also gleichsam auf dem Wasser zu schwimmen. In dem Nest brütet das Weibchen 3 bis 5 Eier von grünlichbraungrauer, düsterer Farbe in ungefähr 3 Wochen aus. Das Männchen füttert das sehr fest und sorgsam brütende Weibchen und später mit diesem zusammen die Jungen mit Fischbrut und allerhand Wasserinsekten und Gewürm, die es aus dem moorigen Untergrund sammelt. Nach verhältnismäßig langer Zeit erst sind die Jungen, die von den Eltern eifrig gefüttert und gepflegt werden, selbständig und dann löst sich die Familie auch bald vollkommen auf, jedes Tier sucht sich für den Rest des Sommers eine versteckte Stelle, wo es meist einsam sein lassen vorzieht. Die Nahrung der Rohrdommel besteht neben dem niederen Getrie vorwiegend aus Fischbrut und deshalb ist sie an Fischreichen ein nicht gern gesehener Gast. Man stellt ihr eifrig nach, gelegentlich wird sie auch gefessen, besonders die jungen Vögel sind im Herbst recht fett und sollen einen guten Braten abgeben.

Das Gefieder der Rohrdommel ist eigentümlich weich, es erinnert an das der Enten. Die Grundfarbe ist rostgelb mit schwarzbraunen und rötlichbraunen Streifen und Flecken, der Oberkopf ist schwarz, der Hinterhals zeigt Grauschwarz mit Gelb, vorne am Halse verlaufen drei dunkelbraune Längsstreifen. Die Schwingen des Vogels sind grau mit rostfarbenen Bändern, die Federn des Schwanzes rotbraun mit gelblichem Schimmer und zahlreichen dunkelbraunen, feinen Tupfen. Der spitze Oberschnabel ist dunkel hornfarben, der Unterschnabel grünlich, die Füße sind hellgrün. Der Vogel erreicht eine Gesamtlänge von über 70 Centimeter. Das Benehmen der Rohrdommel ist recht eigenartig. Ihr weiches, dichtes Gefieder läßt sie weit größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. In der Ruhe sitzt sie oft so da, daß sie eher einem alten Holzast ähnelt, als einem lebenden Wesen. Der lange Hals ist schräg und lang emporgestreckt, der Schnabel liegt in der Verlängerung des Halses. In dieser Stellung verharren auch gefangene Vögel sehr oft. Geht man um sie herum, so folgen sie uns mit den Augen, die Körperhaltung ändert sich nicht, aber das ganze Tier dreht sich langsam auf den Fersen um sich selber. Mit ihrem langen Halse vermag die

Rohrdommel die wunderbarsten Verdrehungen auszuführen. Im Rohre gestalten seine sehr langen Beine dem Vogel ein sicheres Schreiten über morastige Stellen, wird das Wasser zu tief, so umklammert er einige Rohrstämme und klettert an ihnen auch über tiefem Wasser sicher dahin. Gegen andre Vögel ihrer Art ist die Rohrdommel äußerst streiflichtig, sie fürchtet aber auch größere Tiere nicht und weiß ihren spizen Schnabel mit Kraft und Erfolg zu recht schmerzhaften Stößen zu gebrauchen. Der Ruf der Rohrdommel ähnelt dem des Kolltraben, in der Paarungszeit stößt das Männchen aber einen Laut aus, der mit dem Brüllen eines Ochsen verglichen werden kann und oft etwas geradezu Unheimliches hat, wenn der Vogel in tiefer Nacht aus einem morastigen Schilfsfeld dieses laute Gebrüll ertönen läßt. Mancher einsame Wanderer ist dadurch schon in Schrecken versetzt worden. —

Technisches.

ie. Ein einfaches Verfahren auf Glas zu schreiben, wird in dem Pariser „Cosmos“ angegeben und dürfte sich für mannigfache Zwecke empfehlen, zumal es von denkbar größter Einfachheit ist. Schon vor etwa 6 Jahren machte Professor Margot aus Genf eine merkwürdige Eigenschaft gewisser Metalle wie Zink, Cadmium, besonders Magnesium und Aluminium bekannt, derzufolge sie an Glas haften bleiben und metallische Spuren darauf hinterlassen. Der Genfer Physiker wies schon darauf hin, daß man auf Glas schreiben könnte, wenn man ein Stück dieser Metalle in einen Zeichenstift einspannt. Es ist unerklärlich, daß diese wichtige Entdeckung bisher fast gar nicht ausgenutzt worden ist, denn man braucht nur einen Aluminiumstift zur Hand zu haben, um damit auf Glas genau ebenso gut schreiben zu können, wie mit einem gewöhnlichen Bleistift auf Papier. Das Verfahren empfiehlt sich um so mehr, als die auf dem Glas erzeugte Schrift sich weder durch Waschen noch durch Reiben entfernen läßt, also sehr dauerhaft ist. Das Metall scheint sich mit der Oberfläche des Glases derart zu verbinden, daß es nicht mehr daraus entfernt werden kann und sogar solchen Flüssigkeiten widersteht, die das Glas selbst angreifen. Neuerdings hat Professor Berger von der Universität Brüssel noch weitere Versuche mit diesem Verfahren angestellt und es für ausgerechnet befunden, besonders wenn das Glas vorher mit einigen Tropfen einer Lösung kiesel-sauren Kali befeuchtet wird. Eine vorzügliche Verwendung kann diese Aluminiumschrift zur Herstellung dauerhafter Bezeichnungen auf Glasgeräten finden, deren Inhalt bisher meist durch Aufkleben von papiernen Etiketten bemerkt wurde; die unangenehmen Folgen, die durch den Verlust solcher Etiketten bisher oft genug entstehen, können dadurch in Zukunft mittels der Aluminiumschrift völlig vermieden werden. —

Humoristisches.

— Auch ein Merkmal. „Das sieht man Deinem Mann gar nicht an, daß er so gern in den höchsten Spitzen der Alpen herumkrazelt!“
Frau: „Doch, an seiner Adlernase!“
— Verliebt. „Deine Frau scheint aber auch fortwährend darauf auszugehen, Dich zum Berger zu reizen.“
„Aber nicht wahr, sie ist noch reizend reizend?“
— Das Unglück. Lehrer: „Der Rabe war also der Unglücksvogel der alten Germanen. Weiß vielleicht noch jemand einen Unglücksvogel mir zu nennen?“
Die sechs-zehnjährige Frieda: „Der Storch!“
(„Reggend. hum. Bl.“)

Notizen.

— Eine französische Uebersetzung von Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ aus der Feder von Jean Thorel ist im Verlage der „Revue blanche“ erschienen. Das Stück gelangt demnächst im Theatre Antoine zur Aufführung.
— „Die Zwillingsschwester“ betitelt sich Ludwig Zulu das neue Lustspiel, das demnächst am Lessing-Theater die Erstaufführung erleben wird.
— Björnsons Schauspiel „Ueber unsre Kraft“ (II. Teil) wird erst am 22. Januar zum erstenmal im Berliner Theater in Scene gehen.
— „Alhambra“, ein Schauspiel von Eberhard König, wird am 16. Januar durch die Berliner Finkenschaft im Berliner Theater zur Darstellung gelangen.
— Der Harmoniumbauer Alphonse Mustel aus Paris wird gemeinschaftlich mit Josef Bizet am 30. Januar in der Singalademie ein Konzert geben, in welchem seine Harmonien gespielt werden.
— Die Redaktion und der Verlag der „Mappe“, illustrierte Fachzeitschrift für Dekorationsmalerei in München, erließ in ihrem Januarhefte ein Preisanschreiben zur Erlangung moderner Skizzen für dekorative Plafondmalerei. Als Preise wurden 1000 M. ausgeschrieben und zwar Preise von 300 M., 250 M., 200 M., 150 M., 100 M. Die Entwürfe sind an den Verlag der „Mappe“ (Georg V. B. Callwey in München) bis spätestens 31. März 1901 einzusenden. —